Suhrkamp Verlag

Leseprobe

Weiss, Philipp
Am Weltenrand sitzen die Menschen und lachen

Roman

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-42817-7

ENZYKLOPÄDIEN
EINES ICHS

VON

PAULETTE BLANCHARD

HERAUSGEGEBEN VON

LOUIS DE NEUFVILLE

PARIS, 1881

ENZYKLOPÄDIEN
EINES ICHS

VON

PAULETTE BLANCHARD

HERAUSGEGEBEN VON

LOUIS DE NEUFVILLE

PARIS, 1881

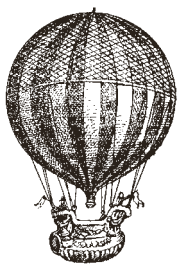
ERSTES ALPHABET

YERRES,
IM JUNI 1870

Nach dem lang ersehnten Ende der Pensionatszeit, die jenes Ich, um das es hier gehen soll, bei den Sœurs de la Congrégation de Notre-Dame du Grandchamp in Versailles verbracht hatte, nach einer Zeit also des frommen Studiums, das auf ein Leben als Hausfrau und Mutter vorbereiten sollte, das sich aber im Innern der Pensionärin als eine ausgedehnte Periode der Langeweile und des Überdrusses darstellte, erwartete die junge Frau – sie war gerade 17 geworden – eine Rückkehr in das Haus der Eltern nach Paris. Ihr Vater aber hatte mit ihr andere Pläne. Er verweigerte ihr die Heimkehr und schickte sie nach Yerres zu ihrer kranken Großmutter. In dieser Zeit des erlebten Exils entstanden die ersten Einträge in das Tagebuch. Erst zögerlich, doch bald schon in jenem Fieber, das die kommenden Jahre bestimmen sollte.

AÈRONAUTIQUE (*Aeronautik*) — **1.** Nun endlich kann ich sie aufschreiben in der Hoffnung, sie dadurch zu bewahren und von der kindlichen Angst schließlich erlöst zu werden, ich könnte sie eines Tages einfach vergessen. Wie oft habe ich mir die Geschichte bereits selbst wiederholt, abends, vor dem Einschlafen – und meine Gliederpuppe damit entsetzlich gelangweilt! –, seit Onkel Eugène sie mir das erste Mal erzählte, als ich noch ein kleines Mädchen war. Ich glaube Tausende Male! Und doch kommen mir Zweifel, ob die Geschichte noch immer dieselbe ist, ob ich nicht doch da und dort, wo meine Phantasie mich forttrug oder mein Gedächtnis mich im Stich ließ, etwas hinzu- oder fortfabulierte. Denn sie scheint mir so gar nicht nach der Wirklichkeit gestaltet, sondern vielmehr wie ein Märchen und beinahe so, als hätte ich es selbst erfunden, um mich wieder und wieder daran aufzurichten – die Geschichte meiner Urgroßmutter Marie Madeleine Sophie Blanchard, der Aeronautin des Kaisers.

2. Und es sind zwei Bilder, die sich in mir überlagern, die sich im Laufe der Jahre in meiner erregten Phantasie ausgestaltet haben, immer weiter und dringlicher, und die mir nun nicht mehr aus dem Kopf wollen! Das erste zeigt den aufsteigenden Ballon in jener Nacht über dem Jardin de Tivoli, diese ungewöhnlich kleine Charlière, aus weißem, reich

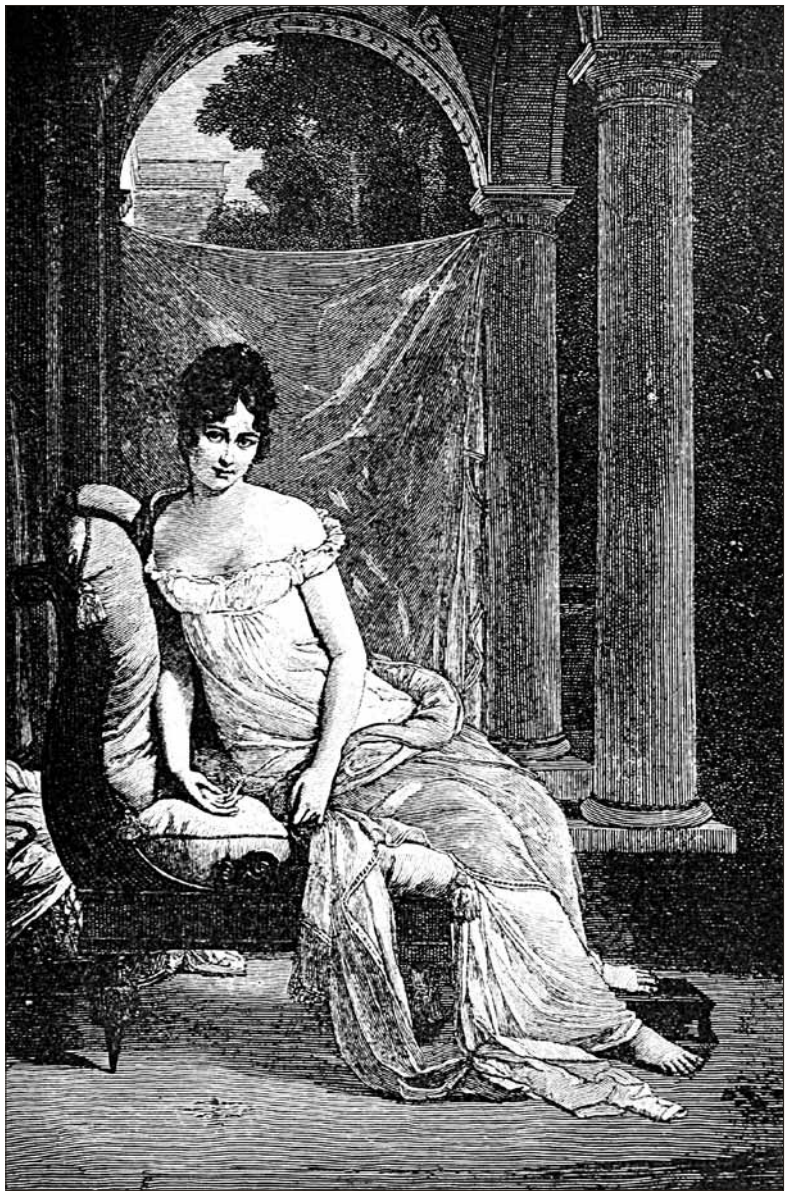


Charlière

besticktem Seidenzeug genäht, ein prächtiges Luftgefährt, das über Paris steht wie Phaetons Sonnenwagen. Die Gondel besteht alleine aus einer silbernen Schale, die es erlaubt, die strahlende Gestalt der Aeronautin während des Aufstiegs beinahe zur Gänze zu betrachten. Wie ein Engel sieht sie aus, als sie da in den Himmel steigt, in ihrem weißen, sich in Falten legenden Kleid und dem mit einer Straußenfeder geschmückten Hut, diese kleine Frau, zierlich wie ein Kind, doch von einer entrückten, sphärischen Schönheit, die etwas von einem Vogel an sich hat, mit ihrer etwas spitzen Nase und den kleinen, dringlichen Augen. (Ich muss diese wohl von ihr haben!) In ihrer Hand hält sie eine weiße Fahne, die im Wind heftig flattert. Und während der Ballon noch in den finsteren Nachthimmel aufsteigt, findet sich die gesamte Erscheinung erleuchtet durch die in einer Strahlenkrone unterhalb der Gondel angebrachten bengalischen Feuer. Sie, die bereits ohne dieses prächtige Kostüm, stieg sie mit ihrem Ballon hinab in ländliche Gebiete, von den unwissenden Bewohnern für die heilige Maria gehalten wurde, steht nun, in diesem ersten Bild, vor mir als eine wahrhaft übermenschliche Erscheinung.

Das zweite Bild zeigt Silberregen, der über das nächtliche Paris fällt, flackernde Sterne und Feuerwerke wie unzählige Sonnen, die selbst die Erde erhellen bis tief in die Rachen der vor Freude jubelnden Menge. So etwas hat Paris noch nie gesehen! Und auch der Mund der Aeronautin steht weit aufgerissen, doch im Entsetzen. Ihre Fäuste umklammern die Taue, der Hut ist versengt und darunter das Haar, denn der gesamte Ballon steht in Flammen! Wie aus Erdritzen schießt das brennende Gas daraus hervor. Und sie fällt, sie fällt über den Dächern der Rue de Provence, das Gehäuse schlägt mit einem lauten Knall gegen die Ziegel einer Dachschräge, schlittert entlang, ein Schornstein stellt sich in den Weg, und der Engel, aus seiner Halterung gerissen, stürzt mit einem langen Schrei die Rue de Provence hinab und zerschellt auf dem Pflaster.

BEAU & JOLI (*Schön & Hübsch*) — So stelle ich mir gelegentlich die Frage, ob ich denn schön bin und was das überhaupt heißen mag. Und da es mir leider unmöglich ist, kurzerhand einen jungen Mann oder gar einen reifen Herrn herbeizupfeifen, um diesen dann nach



Madame Récamier,
nach einem Gemälde von François Gérard

seinem gediegenen Urteil zu fragen, so nehme ich von Zeit zu Zeit Bildnisse vortrefflicher Frauen zur Hand, die etwas auf ihre Schönheit halten dürfen, und vergleiche diese mit der Erscheinung, die mich aus dem Spiegel heraus so sonderbar anblickt. Zu diesem Zweck dient mir das Album, das ich in Großvaters Arbeitszimmer fand, welches, seit er im letzten Jahr starb, unverändert dasteht wie ein kleines Museum und im Auftrag von Großmama nur einmal am Tag geöffnet wird, sodass Louise es mit dem Staubwedel reinigen kann. Als sie einmal aber die Unachtsamkeit beging, es nach getaner Arbeit nicht wieder zu versperren, sah ich meine Stunde gekommen. Das Album enthält Bilder von Frauen, die Großvater gesammelt hatte, Fotografien von Schauspielerinnen und mir unbekannten Damen sowie allerlei kleine Farblithografien der schönen Künste, wiederum vorwiegend Damenportraits, sodass ich zu dem Schluss kommen muss, dass es nicht die Liebe zur Fotografie, zum Theater oder zur Malerei war, die Großvater zu dieser Sammlung veranlasste, sondern allein jene zur Damenwelt. Auf der Rückseite der Bilder fand ich auch tatsächlich von Großvater verfasste Kommentare, die meist nur aus wenigen Worten bestanden: »Formidabel!«, »Chapeau!«, »Das nenne ich Lippen!« Da waren etwa Fotografien der Gräfin d'Auvigny, die bei den Herren hoch im Kurs steht, wie Großmama mir versicherte, oder der berühmten Mademoiselle Rachel, die einmal in der Rolle der Roxanne, ein andermal als Phèdre, dann in der Rolle der Chimène posiert und deren dunkle Augen immer den Schmerz der Tragödin tragen, einen niemals ansehen, stattdessen immer zur Seite hin gerichtet blicken in eine unbestimmte Ferne. Wie anders hingegen finde ich meine Augen, die nicht stillhalten können und aus denen ein so entsetzliches Wollen spricht! Ich glaube, es fehlt mir gänzlich an der Lieblichkeit, die ich in den Portraits der Madame Récamier finde, seien sie nun von David gemalt oder von Gérard, wenngleich ich auch deren gekräuseltes Haar durchaus bewundere. Meines hingegen ist widerspenstig und üppig und wallt so freimütig, dass Gervaise tagtäglich alle Mühe hat, es nur irgendwie zu bändigen! Im rückwärtigen Teil des Albums fand ich einige Akte von berühmten Malern, die mich nicht wenig erschreckten. Die von Großvater auf deren Rückseite gekritzelten Kommentare

wage ich hier nicht zu kopieren. Allein bei einer von Ingres gemalten Orientalin, die nackt auf einem Diwan hingestreckt über ihre Schulter blickt, meinte ich eine gewisse Ähnlichkeit mit mir zu erkennen. Aber da ich mich alles in allem nicht recht finden will in diesen Bildern – so habe ich etwa heute Morgen einige Stunden damit zugebracht, die Blässe von Nacken, Schulter und Brust, die ausgewogenen Proportionen des Wuchses und der Gesichtszüge, die geschnürten Taillen und die Raffinesse der Schneider bei Gainsborough zu studieren, nur um zuletzt auszurufen: Nein! So sehe ich gar nicht aus! –, so komme ich zu dem Schluss, dass ich nicht schön bin. Man bewundert am Schönen das Edle und Regelmäßige, am Hübschen hingegen die geistreiche Eigenart. Ja, ich glaube, dass ich hübsch bin und dass mir am Schönen, was mich selbst betrifft, gar nichts liegt! Es kommt mir sogar allzu falsch vor und leer und ist nicht nach meinem Geschmack!

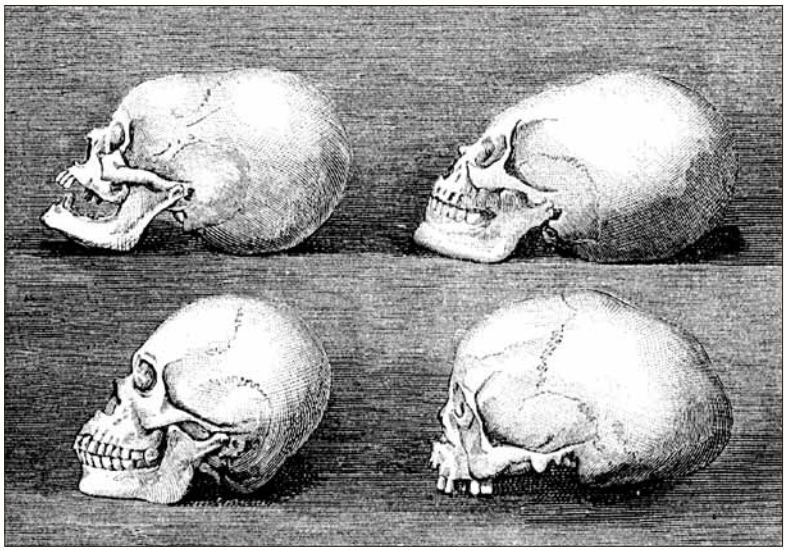
BIENSÉANCE (*Anstand*) — Zweimal schon an diesem Tag half mir die liebe Gervaise, meine gesamte Toilette zu wechseln. Sie tritt ein und blickt mich nur an mit ihren stillen Augen, als würde sie jeden meiner Gedanken erraten. Sie senkt ihren Kopf, mit diesem kleinen, heimlichen Lächeln, und mir ist auch sogleich besser. Nein, nicht aus Eitelkeit wechsle ich die Kleider. Nicht einmal aus Langeweile, wenngleich das sogar verzeihlich wäre, denn ich langweile mich hier entsetzlich. Wie allein ich bin! Großmutter nennt es meine Grillen und hält mir Gardinenpredigten, in der festen Meinung, ich hätte schlechte Manieren und halte mich »mit meinen 17 Jahren für die Gemahlin des Kaisers«. Sie hält mir vor, ich lasse Bescheidenheit und Sanftheit vermissen, die mir gut stünden. Die Schwestern im Kloster hätten wohl in ihrer Erziehung an mir versagt. Nun, liebe Großmama, bei aller zärtlichen Liebe und Hochachtung, die ich für Sie empfinde, so erlauben Sie mir die Frage, ob es tatsächlich angemessen sein kann, eine junge Frau am Gängelband zu führen, als sei sie ein kleines Kind von drei Jahren? Denn wenngleich Sie mich über viele Jahre nicht zu Gesicht bekommen haben und Ihnen das entgangen sein mag, geehrte Großmama, so habe ich doch das Laufen bereits gelernt und drohe im aufrechten Gang durchaus nicht mehr zu fallen. Ein Flügelkleid entspräche mir da schon eher, wenn es mich denn nur fliegen ließe, anstatt

mich festzubinden! Und so gerne ich auch den Himmel betrachte, fände ich es doch von Zeit zu Zeit belebend, nicht mehr im Kinderwagen kutschiert zu werden. Denn was ist es anderes, hier zu sitzen in diesem Zimmer und nur mein Fenster zu haben, um auf die entrückte Welt zu blicken? Oder allein an Ihrer Seite Ausfahrten mit der Kutsche zu machen? Es wundert mich, liebe Großmama, dass Sie mir die Manieren eines Husaren zuschreiben, weil ich es mir erlaube, mit allem einer Enkeltochter geziemenden Respekt zu bemerken, dass mir etwas frische Luft wohltäte, dass in den heißen Sommertagen ein Bad in der Yerres Erleichterung schaffen würde oder von Zeit zu Zeit ein Ausritt auf dem prächtigen Rappen, der sich in Ihrem Stall befindet. Ich weiß selbstverständlich, wie es um Ihre Gesundheit steht. Ich sorge mich und möchte Ihnen meine aufrichtige Liebe und Fürsorge entgegenbringen, so gut ich es nur kann, liebe Großmama, doch würde es mich doch in einiges Erstaunen versetzen, wenn Ihnen daran gelegen wäre, mich hier ebenso krank zu finden, wie Sie selbst es sind. Ach, liebe Großmama, wohl bin ich noch jung, beinahe ein Kind, doch keineswegs ein Dummkopf! Natürlich durchschaue ich Ihren leidenden Blick, natürlich durchschaue ich Ihren Tadel, der mit den Plänen meines geliebten Vaters im Bunde stehen muss! Denn dass hier mit vereinter Kraft versucht wird, mich aus Paris fernzuhalten, ist mir nicht entgangen. So sprechen Sie, Großmama, was steckt hinter diesem Komplott? Was gilt es vor mir zu verbergen? Könnten Sie mir auf diesen Seiten antworten, um wie viel leichter wäre mir. Ich müsste nicht mehr bloß ergeben nicken und lächeln und bliebe nicht auf immer der Automat, zu dem Sie mich erzogen haben. Aber ja, liebe Großmama. Wie Sie es wünschen. Gewiss, lieber Papa, ich werde tun, ganz wie Sie befehlen.

CORPS (*Körper*) — **1.** Ach, wie liebe ich es, mir nach dem Bad selbst verstohlene Blicke im Spiegel zuzuwerfen, auf diesen mutternackten Körper, bevor ich ihn wieder voll Scham bedecke. Und damit auch mich selbst.

2. Ich träumte sogar, mein Knochengerüst sei bereits verkümmert und gänzlich aufgelöst und unter dem Puder sei nur noch Leere.

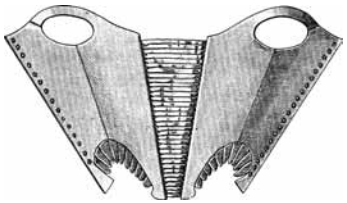
CORSET (*Korsett*) — Wände, Wände, Wände! Ich glaube zu ersticken. Wie eng mir ist in diesem Kleid! Luft, Luft! Dreimal bereits



Einige künstlich verformte Schädel

musste ich heute Morgen nach der lieben Gervaise rufen lassen, damit sie mir den Schnürleib lockert. Was für ein hässlicher und widersinniger Apparat das ist! Im Grunde nutzlos. Da er der Anatomie kein Vertrauen schenkt, im Äußeren zu stützen gedenkt, was im Inneren bereits längst getragen ist. Der Mensch ist weich im Zustand der Natur. Und beweglich! Warum diesen Leib also verpanzern? Warum diese Kompressionsmaschine der Brust, welche die Organe verdrängt und komprimiert, in die Länge dehnt und mir ein solches Brustübel bereitet! Dieses Korsett ist ein listiges Gefängnis. Gleicht es nicht dieser primitiven Praxis der Wilden, von denen ich neulich mit Entsetzen las, jener Inka-Stämme, welche die Köpfe ihrer Neugeborenen, um diese abzuflachen, zwischen zwei Bretter spannen und sie so ihrer natürlichen Form berauben? Ist das nicht ein und dieselbe Machenschaft? Und ist denn ein Plattenschädel um so vieles edler, wenngleich er die Gehirnmasse zerdrückt und den solcherart Geformten zu einem Esel macht? Warum immer hemmen? Warum immer töten, was in uns wächst und nach Ausdruck verlangt? Und so vieles will in mir wachsen! So vieles! Am liebsten würde ich das Korsett aus dem Fens-

ter werfen! Am liebsten würde ich es im Wind davonfliegen sehen, weit fort über die Felder, und mit Entzücken beobachten, wie es in der Luft von Greifvögeln zerrissen wird, die in ihm nichts anderes erkennen können als einen kopflosen Feind!



Korsett

CULPABILITÉ (*Schuld*) — **1.** Es lastet so schwer, und doch wage ich es nicht zu schreiben. Ich dachte, nun, da ich das Tagebuch habe, würde mir leichter werden. Ich würde endlich jenen Gefährten darin finden, den ich mir so lange ersehnt habe, der mich nicht maßregelt, der mich nicht bemisst, vor dem ich im Gegenteil bekennen kann, offen und ohne Verstecke. Ich habe mich geirrt. Ich kann nicht! Alles, was ich aufschreibe, starrt mich an! Ich kann nicht. Als trüge die Schrift selbst eine Schuld.

2. Ich weine so sehr, weil ich weiß, dass es sündhaft ist. Ach was! Liegt es denn etwa in meiner Macht? Wohl kaum! Und dennoch, es ist nicht recht. Ach, ich drehe mich im Kreis! Ich lösche nun die Kerze und versuche, noch einmal zu schlafen. Und morgen wird es gut sein.

ENCYCLOPÉDIE (*Enzyklopädie*) — Wie die Treppe knarrt! Auf leisen Sohlen schleiche ich also nach oben. Ich finde die Tür zum Dachboden unverschlossen. Und doch zögere ich noch einen Moment lang, überlasse mich meinen Träumereien von der Welt, die mich dahinter wohl erwartet, von Winkeln voller Spinnweben, von in Staub gehüllten magischen Objekten, von schweren Stoffen und darunter verborgenen Requisiten und Schätzen, die Großvater aus dem Orient mitbrachte und wohlweislich versteckte. Wie groß aber ist die Ernüchterung! Ich finde den Dachboden leer und sauber. Es scheint, als sei er erst gestern gekehrt worden. Allein einige Wäscheleinen sind dort gespannt, auf denen an Regentagen wohl die sauberen Kleider trocknen können. Ich setze mich also auf jenen Flecken, den die Sonne durch ein schmales Fensterchen in der Dachschräge ganz stürmisch bescheint, und schmolle recht ausgiebig vor mich hin. Da erst bemerke ich eine schlichte Truhe in einem dunklen Winkel am Ende des weiten, von blanken Holzstreben durchzogenen Raums. Und was für einen Schatz ich darin

finde! Er ist größer als alle, die ich mir bis dahin erträumt habe, wertvoller als alle, von denen die Märchen erzählen. Nein, ich übertreibe nicht, wenn ich sage, diese hölzerne Truhe enthält die gesamte Welt! Im ersten Moment denke ich, es handle sich bloß um ein paar alte Bücher, nichts weiter. Es sind 34 schwere Bände aus dem letzten Jahrhundert, in Leder gebunden, mit reich verzierten, geprägten und vergoldeten Buchrücken. Und noch bevor ich auch nur einen von ihnen aufschlage, atme ich einen Geruch, wie ich ihn nie zuvor in einer solchen Intensität wahrgenommen habe – den Geruch des Wissens. *Encyclopédie, ou dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers*. Eine Enzyklopädie! Ich hoffte, den Speicher vorzufinden bis obenhin angefüllt mit Schätzen, und finde einen Schatz, bis obenhin angefüllt mit Speichern! Kostbarkeiten von Abertausenden, vielleicht Millionen Köpfen sind da versammelt. Wissen, zusammengetragen aus allen Weltgegenden, aus verschiedenen Jahrtausenden und kondensiert aus einer Unzahl menschlicher Beobachtungen und Gedanken. Das erste Mal liegt die gesamte Welt vor mir. Und all die Fragen, die ich, seit ich denken kann, in mir trage, die mich quälen, die an mir zerren – endlich habe ich einen Gefährten, der sie mir geduldig auseinandersetzt. Es handelt sich um sechzehn großformatige und aufs Engste beschriebene Textbände sowie elf zusätzliche Tafelbände mit Kupferstichen. Ich verbringe eine ganze Stunde mit dem Betrachten der Bilder zur Camera obscura und wohl leicht eine weitere mit jenen zur Anatomie der Hermaphroditen! Dazu gibt es sieben Ergänzungsbände, darunter die sehr nützliche zweibändige *Table analytique et raisonnée*, die alle Einträge noch einmal überblickend auflistet. Ich glaube, mein Glück wäre nun vollkommen, würde nicht ein Band in der Sammlung fehlen. Verzweifelt zähle und ordne ich wieder und wieder, schreite die anderen Winkel des Dachbodens ab, doch das Buch ist nicht aufzufinden. Dabei handelt es sich um das allererste der Reihe, also dasjenige, das mir als das kostbarste erscheinen muss. Die Einträge von *A* bis *Azymites* befinden sich darin, wie ich aus dem Register erschließen kann. Und statt mich all des gefundenen Wissens zu erfreuen, das mir wohl Jahre beglückender Lektüre bescheren würde, wollte ich es nur einmal durchmessen, kann ich nicht anders, als mir beständig vor Augen zu halten, was mir durch

Jona Jonas

Terrain vague

ERZÄHLUNG

Jona Jonas

Terrain vague

ERZÄHLUNG

Über dem Kopf gibt es kein Dach;
und unter den Füßen keinen Grund.
KUOAN SHIYUAN; 12. JH.

– I –

Nur ein einziges Mal zuvor habe ich eine solche Stille erlebt.

Es war in der Eiswüste der grönländischen Arktis, am Nordrand der Welt, auf der Reise nach Siorapaluk, jener letzten Siedlung der bewohnbaren Zone, der nur noch Eis folgt, Eis, und in etwas mehr als tausend Kilometern der Nordpol. In jener Zone, in der die Sonne während der viermonatigen Polarnacht kein einziges Mal über den Horizont steigt, in einem Gebiet, das über Wochen in völliger Dunkelheit liegt. Es war eine mir unbekannte Stille, die alles in sich aufnahm, die so absolut war, dass mich Panik befiel, schiere Angst, da ich meinte, gerade leibhaftig das Nichts einzuatmen, eine allem zugrunde liegende Abwesenheit, in der ich mich so alleine fühlte wie nie zuvor. Das Eis bewegte sich in dieser Jahreszeit beinahe nicht mehr, es ging kein Wind, die Luft war klirrend kalt und klar, die Erde hatte aufgehört, sich zu drehen, und war erstarrt. Ich war dieser Stille ausgeliefert, schutzlos, und auch die zahlreichen Schichten und Überzüge aus Bärenfell, die ich mir von einem Jäger der Inuit geliehen hatte und die mich vor der Kälte bewahren sollten, konnten dem nichts entgegensetzen.

Ich war nicht allein. Chantal war da. Sie stand neben mir, und so begann ich mich aus meiner Erstarrung zu lösen, mich unbeholfen an sie zu klammern, so fest ich nur konnte. Doch auch sie war von dieser Leere wie behext, entrückt und für mich unerreichbar. Mein Rütteln, mein Flüstern half nichts. Ich glaube, dass mir die Tränen auf der Wange festfroren. Chantal, die ich lange hatte überreden müssen, mich auf dieser Reise zu begleiten, schien nun verschluckt von dieser Welt, in der, wie sie später einmal sagte, das Denken kristallin

wird und durchsichtig, bis es sich seiner eigenen Auflösung entgegentreibt. In kürzester Zeit hatte sie den Brauch der Einheimischen übernommen, über weite Strecken des Tages, oft über Stunden, zu schweigen. Ich bereute es, sie mitgenommen zu haben.

Es war eine fotografische Arbeit gewesen, die mich nach Grönland geführt hatte, auf diese größte Insel der Erde, die, bis auf einige Küstenstreifen, zur Gänze mit einer kilometerdicken Eisschicht überzogen ist. Für mehrere Tage begleitete ich ein Forscherteam an einem der Westfjorde der Insel, die untersuchten, warum das durch die Erderwärmung bedingte Dahinschmelzen des Eises auf solche Weise drastischer verlief, als durch alle bisherigen Simulationen zu erwarten gewesen war. Die bereits pessimistischen Prognosen vorangegangener Modelle waren in erschreckendem Ausmaß übertroffen worden, da die Forschung, so gab einer der Wissenschaftler bereitwillig zu, das fragile und komplexe Zusammenspiel von Eismassen, darunter liegendem Festland, Niederschlägen, Luft und Meer noch kaum zu durchdringen vermochte. Weitere Untersuchungen galten der Frage, welche Auswirkungen die Eisschmelze haben werde auf den Anstieg des Meeresspiegels und etwaige darauf folgende katastrophische Überschwemmungen in den Küstenregionen dieser Welt.

Auf Helikopterflügen, Hundeschlitten- und Schiffsfahrten zogen wir unsere Bahnen um die Insel und über das Eis. Ein Eis, das keineswegs, wie man annehmen könnte, erstarrte Form ist, sondern beweglich und wandelbar, das sich in einem ständigen Fluss befindet, sich fortbewegt, wenn auch sehr langsam, von Oberflächen in die Tiefe und von der Inselmitte weg hin zu den Fjorden, bis die Gletscher, wie es heißt, kalben, diese Giganten, die Eisberge, an der Abbruchkante zerbersten und ins Meer stürzen mit einem ohrenbetäubenden Donner.

Es war an einem Augustmorgen am Eisfjord von Ilulissat, etwa 250 Kilometer nördlich des Polarkreises, in einer Region, in der es mehr Schlittenhunde als Menschen gibt, als wir auf einem kleinen Schiff

unweit der Abbruchkante in Richtung Norden unterwegs waren, um in entfernteren Gebieten der Insel eine Gletschermühle aufzusuchen, wo einige Messungen durchgeführt werden sollten. Die Sonne stand tief, bewegte sich kaum und tauchte den Sermeq-Kujalleq-Gletscher in ein warmes, gleichmütiges Licht, jenen Gletscher, der in den vorangegangenen wenigen Jahren um die gleiche Menge geschmolzen war wie in den fünftausend Jahren davor. Um uns herum trieben Eisberge, abstrakte Wesen, absurde Kathedralen, die, wenngleich sie Hunderte Meter unter die Wasseroberfläche ragten, an der tausend Meter tiefen Meeresstelle dahintreiben konnten, als seien sie Papierschiffchen. Fasziniert und gebannt von diesen ehrfurchtgebietenden Eisfragmenten machte ich Dutzende Bilder mit meiner alten Kamera. Die Berge schwammen, wie uns einer der Forscher erklärte, bis sie an den Ablagerungen der Moränen auf Grund liefen, irgendwann durch den Druck der nachkommenden Giganten zerbrachen und aufs offene Meer gelangten, um auf der Davisstraße Richtung Süden zu ziehen.

Ich war gerade dabei, eines der Eisgebilde zu fotografieren, gedankenlos und glücklich auf Chantal einzureden, ihr mitzuteilen, dass mich diese Form an ein archaisches Ungeheuer, jene an Dalí, wieder eine andere an die Philharmonie in Berlin denken ließ, als ein Donner in die Stille brach, ein Grollen und Beben, wie von einem aus dem Nichts hereinfallenden Unwetter, ein – wie ich im Moment des ersten Schreckens meinte – apokalyptisches Getöse, auf das Schreie anderer Passagiere folgten, dann die Stimme Chantals, die meinen Namen rief, auf mich fiel und mich niederdrückte, ohne dass ich verstand, was gerade geschah. Ich schlug mit der Schulter gegen den Rahmen der Tür, die ins Innere der Kajüte führte, und ein Schmerz durchzog meinen Arm bis in die Fingerspitzen. Es folgte wieder Lärm, Schreie, etwas wie ein Hagelsturm, Eisbrocken, die lautstark gegen das Schiff knallten. Glas zerbrach. Ich versuchte aufzublicken, doch der Boden unter mir schwankte, sodass ich froh war, an der Kajütenwand Halt zu finden, um nicht, wie ich fürchtete, im einen Moment treppenab-

wärts ins Innere des Schiffes, im anderen über die Reling zu stürzen. Mit beiden Händen hielt ich mich fest, an Wänden, Leisten, an Chantal, bis es mir schließlich gelang, mich umzuwenden, sie anzusehen, um mit einigem Schrecken festzustellen, dass alle Farbe aus Chantals Gesicht gewichen war. Sie war totenbleich. So sah sie mich an, doch, als hätten sich alle Kräfte in ihr in diesem einen Blick versammelt, leuchteten ihre Augen. Sie drückte mich an sich, und während das Schiff weiter unter den heftigen Wogen schaukelte, erlebte ich einen seltenen Moment mich überrumpelnder Geborgenheit. »Es ist nichts passiert«, sagte Chantal. »Nichts passiert.«

Erst nach einigen Minuten, als die Wellen sich wieder beruhigt hatten, konnten wir aufstehen, uns umblicken. An der Reling standen ein Dutzend Menschen, reglos und ungläubig, und starrten auf jenen nun friedlich treibenden Eisberg, der, ohne dass in dieser Jahreszeit, in der die Kälte das Gletscherkalben beendet haben sollte, damit zu rechnen gewesen wäre, abgebrochen und unweit unseres Schiffes ins Meer gestürzt war.

– 2 –

Als ich die Stille das zweite Mal erlebte, kam sie über mich ohne jede Vorwarnung.

Ich stand auf einer Anhöhe, auf einem Stück Wiese in einem schmalen Park, neben einer abstrakten Skulptur und sich weit über mich erhebenden Hochhäusern, umgeben von Glas, Beton, röhrenden Maschinen, Menschenmassen und heulenden Sirenen. Ich stand da, inmitten von Tokio, verloren, einsam und ohne jede klare Vorstellung, was mich überhaupt hierher getrieben hatte. Ich vermisste meine Freunde, die weit weg waren, unerreichbar in alle Weltgegenden verstreut, in Oslo, in der Auvergne, in den Alpen, am Genfer See, in Wien, in Kairo und in Patagonien. Ich vermisste den Geruch meiner Küche, das Schnurren meiner Katze Ophelia und das schlecht gestimmte Klavier des Nachbarn. Ich vermisste Chantal, natürlich

vermisste ich Chantal. So als wäre mir kalt, zitterte ich am ganzen Körper, doch mir war nicht kalt.

Auf der Straße unter mir herrschte eine angespannte Ruhe. Die Menschen hatten sich wieder aus ihrer Erstarrung gelöst, schüttelten den Schrecken aus ihren Gliedern, und auch der Verkehr begann, zögerlich und stockend, sich wieder vorwärts zu bewegen. Ich war gerade von der Wiese aufgestanden, wo ich einige Zeit reglos gesessen hatte, wie hypnotisiert, unfähig, meinen Blick auch nur für einen Moment abzuwenden von den riesigen Bildschirmen an den gegenüberliegenden Fassaden und der darauf rotierenden Folge von Schreckensbildern. Ich riss mich also los, prüfte den Boden, vergewisserte mich, dass er ruhig war und mich trug, stampfte sogar einige Male auf, nur um sicherzugehen, und fasste schließlich erleichtert den Entschluss, zurück ins Hotel zu fahren, um mich dort auszuruhen.

Es war in diesem Moment, dass ich den hohen, schrillen Ton hörte. Er war schmerzhaft, ohne wirklich Schmerzen zu verursachen, und doch so fühlbar, dass mein Körper unwillkürlich zuckte und sich für einen Augenblick wand. Vielleicht so wie eine sanfte Berührung einen zurückweichen lässt, die flüchtig an einer empfindlichen Stelle der Haut geschieht. Ich hörte das Pfeifen, für einige Sekunden, dann war es fort. Im ersten Moment schenkte ich dem kaum Beachtung, ging einfach weiter, von der Wiese auf den Weg hinab, über die Stiegen, die von der Anhöhe zur Straße hinunterführten, und dachte nur beiläufig an den Klang einer fallenden Bombe. Doch es folgte kein Knall. Zumindest noch nicht. Es hätte auch ein Stück Dach gewesen sein können oder Mauerwerk, das sich womöglich durch das Beben gelöst hatte und Hunderte Meter hinabgestürzt war, eine Röhre vielleicht, ein kleiner Hohlraum jedenfalls, durch den sich die Luft gepresst und ein solches Pfeifen erzeugt haben musste. Ich schaute hinauf in den Himmel. Ein paar Wolken standen da. Erst dann bemerkte ich die Stille. Sie war umfassend und grauenhaft.

Ich ging zunächst noch weiter, als ob nichts wäre, wohl in der Hoffnung, den Spuk, indem ich ihm keine Beachtung schenkte, wieder

zu vertreiben. Wie jene Zeichentrickfiguren, die, wenn sie den festen Grund hinter sich lassen, über dem Abgrund noch ein paar Schritte weiterlaufen, bis sie dann, in einem Schreckmoment, die bodenlose Tiefe unter sich erst bemerken und mit einem Schrei in diese hinabstürzen. Erst unten auf der Straße angelangt, blieb ich stehen. Ich sah mich um.

Da stand ein Polizist in hellblauer Uniform und schwarzem Helm, hielt mit seinem weißen Handschuh ein Megaphon aus Plastik, wie Spielzeug, während er mit seinem freien Arm den Takt schlug oder die Gehenden choreographierte, in weitem Bogen herum um die auf dem Weg verstreut liegenden Splitter und Scherben.

Ein Rettungswagen rollte, sehr langsam, mit flackerndem Blinklicht, in einer schlingernden Bahn über die nach wie vor mit Fußgängern und verwaisten Autos dicht verstellte Straße.

Eine Gruppe von Mädchen, in ihren Schuluniformen frierend, klammerten sich aneinander, indem sie sich unterhakten, mit verschränkten Fingern sich die Hände hielten oder die Arme fest umeinander legten, um sich zu wärmen oder zu trösten. (Für einen Moment fühlte ich den Impuls, mich zu ihnen zu drängen, ganz dicht, um an ihrer Wärme teilzuhaben.) Einem der Mädchen, es war groß gewachsen und dürr und trug zwei plumpe Zöpfe, war einer der weißen Strümpfe nach unten gerutscht, und es entblößte so das nackte Bein – das Knie war etwas blau von der Kälte.

Ein ergrauter Geschäftsmann, versunken in einem zu großen Anzug, stand da, etwas abseits, mit in den Nacken gelegtem Kopf und zu Linien verengten Augen. Ich folgte seinem Blick. Da erst sah ich den Helikopter über uns schweben und noch weiter darüber, vor den gleißenden Wolken, ein paar Vögel seelenruhig ihre Kreise ziehen. Alles das geschah in einer kalten, unmenschlichen Stille. Wie vor einigen Jahren, während der Vorführung eines Stummfilms von Buster Keaton, in jenem alten Theater in New York, als der begleitende Pianist, wohl überwältigt von einer plötzlichen Erschöpfung, mitten im Film die Arme sinken ließ, dann den Kopf, und die Bilder plötzlich lautlos an den staunenden Zuschauern vorüberzogen.

Es überkam mich wie ein Würgen. Es war eine Grabesstille wie jene, die ich in der grönländischen Arktis wahrgenommen hatte, in den froststarren und windstillen Momenten, in denen sich nichts Lebendiges mehr regte. Da verstand ich es erst. Vielleicht formte ich es sogar mit den Lippen. Die stumme Lautfolge. *Ich bin taub*.

Ich dachte es, ohne zu begreifen, was es bedeutete. Taub. Taub. Der Klang ist aus der Welt verschwunden. Im ersten Moment fühlte ich den Impuls, mich umzuwenden, den nächstbesten Passanten anzuhalten, zu schütteln und zu brüllen: »Diese Stille! So hören Sie doch!« Ich tat es nicht. Stattdessen blickte ich noch einmal in den Himmel. Die Vögel zogen weiter ihre beruhigenden Kreise. Ich sehnte mich zu ihnen.

Da berührte mich jemand an der Schulter. Es war ein Mann, der hektisch gestikulierte, ungehalten und aufgebracht, vielleicht gegen mich. Seine Lippen bewegten sich lautlos und dabei wie rasend, als würde die Wirklichkeit selbst, in Panik versetzt, zu schnell ablaufen. Hätte es mich nicht so sehr geängstigt, es wäre komisch gewesen. Der Mann deutete auf ein Auto, ein Taxi, das vor mir stand. Der Fahrer darin, mit weißen Haaren und dunkler Brille, drückte seine Hand unruhig gegen das Lenkrad, presste mit aller Kraft. Ich stand mitten auf der Straße. Ich blickte mich um und sah hinter mir eine lange Kolonne von Wagen. Man war drauf und dran, mich an Händen und Füßen zu packen, von der Fahrbahn zu tragen. Der Fahrer hupte. Doch ich hörte es nicht. Erst da setzte die Angst ein. Ich fühlte mein Herz schlagen. Ich konnte es fühlen, aber nicht hören. Ein galliges Entsetzen fuhr mir in den Körper. Die Hände kribbelten und wurden fühllos. Tief erschrocken sprang ich zur Seite, begann zu gehen, zu laufen. Die Welt war ohne Klang. Ich lief. Ich weiß nicht, wie lange. Ich musste alles für einen Traum halten, und je schneller ich war, desto eher würde ich ihm entkommen. So musste es sein. Ich rannte. Die Passanten, die sich mir in den Weg stellten, stieß ich zur Seite. Als wäre, so dachte ich, Grönland über Tokio geblendet, als wären alle Geräusche mit einem Mal eingefroren oder von irgendeiner Macht verschluckt. Als würde ich nichts mehr sonst hören als Chantals

Schweigen, ihre unüberwindbare und giftige Abwesenheit. Chantal schwieg, sie schwieg, stur. Ich hörte nichts als diese Stille. Das Fehlen ihrer Stimme. Dabei wollte ich schreien. Mein Atem ging flach. Da hielt ich an, ich weiß nicht wo, verbarg mich in einer schmalen Gasse, in einer Nische, unter einer roten Laterne, im Halbfinster, wie ein krankes Tier, flehend, befühlte meine Ohren. Ich hielt es für mein Ende. Wie Filz, dachte ich, oder wie Watte, verklebte, klumpige Watte, die bis ins Gewebe, ins Innenohr, nein, weiter, bis ins Gehirn gedrungen war. Ich klatsche vor meinen Ohren, erst links, dann rechts, dann wieder links, schlug meine Handflächen aufeinander, immer fester, schlug auf die Ohren selbst. Schlug mir ins Gesicht. Ich schrie, so laut ich nur konnte. Alles war still.

– 3 –

Ich stehe am Fenster und schaue auf die Welt. Glas, Beton und Stahl. Unten vibriert der wirre Verkehr einer mehrspurigen Straße, oben ziehen langsam Wolken über den Abendhimmel. Es ist ein einziger Blick und doch sind es Tausende Fenster, die ich sehe. Es müsste heißen: Ich stehe am Fenster und schaue auf die Welten. Mein Versuch, die Stockwerke der umliegenden Hochhäuser zu zählen, scheitert. Hier siebenundzwanzig, da achtundvierzig, dort dreiundsiebzig Etagen, vielleicht mehr, vielleicht weniger, denn ich verzähle mich ständig, muss immer wieder neu beginnen. Das Immergleiche der Stockwerke bietet für das Auge keinerlei Halt. Im nächstgelegenen Gebäude, dessen Architektur in Wellen von mir fortführt, kann ich in die Fenster blicken. Ich sehe in den unteren Etagen ein Kaufhaus, Kleider, Schuhe, Taschen, Hüte, durch das Warenangebot hastende Menschen, darüber ein Hotel mit immer gleichen weißen Lampenschirmen an den immer gleichen Stellen links am Fenster, darüber Wohnungen, darüber Büros, darüber ich weiß nicht was. In einem der Hotelzimmer beobachte ich eine nackte Frau, die ebenso wie ich am Fenster steht und dabei eine Zigarette raucht. Sie ist jung, etwas

bleich und sehnig. Nachdem sie die Zigarette geraucht hat, vom Fenster wegtritt, kann ich einen Blick auf ihr Geschlecht erhaschen, und für einen kurzen Moment spüre ich die Lust durch meinen Körper wandern. Dann ist sie verschwunden.

Lange Zeit stehe ich da und beobachte, wie, mit dem Sinken der Sonne, die Nacht aufsteigt, immer höher, wie sie erst nur die untersten Etagen der Hochhäuser erreicht, die restlichen hingegen noch, als sei es hellster Tag, im warmen Licht der Abendsonne funkeln lässt, wie sie, die Nacht, dann aber, Stockwerk für Stockwerk, immer weiter nach oben wandert, erst noch langsam, im Minutentakt die Etagen in sich aufnimmt, dann immer schneller, hastiger, ganze Etagengruppen zu verschlucken scheint, bis zuletzt nur noch die höchstgelegenen im Tageslicht liegen und auch diese schließlich aus ihrem Bereich vertrieben und in den der Nacht überführt sind. Ich stehe also da und beobachte, wie sich, als sei es zum Trotz, das Licht der Decken- und Bodenlampen, Fenster für Fenster und wiederum Etage für Etage, der Dunkelheit entgegensetzt, zu leuchten beginnt, wie diese Stadt sich von unten her gegen ihr Unsichtbarwerden stellt und sich in eine neue, künstliche Sichtbarkeit setzt, die, so muss ich in diesem Moment denken, ihr wahreres, eigentliches Gesicht zeigt.

Ich erschrecke und wende mich um. Der Arzt steht hinter mir, blickt über meine Schulter hinweg auf die Lichter der Stadt. Er hält mir ein Blatt entgegen, auf dem steht:

»Glauben Sie mir jetzt, dass Sie in Tokio sind?«

Ich nehme das Blatt und den Stift, den er mir entgegenhält, und schreibe:

»Ich habe das nie bezweifelt.«

Er blickt mich an, schreibt.

»Ach nein?«

Mit einem Schlüssel öffnet er eine Tür in der bis zum Boden reichenden Glasfront. Er bedeutet mir, ich solle vorangehen.

Ich steige über die niedrige Schwelle nach draußen, bloßfüßig,

CAHIERS
Chantal Blanchard

Siebtes Heft – November 2010 bis März 2011

CAHIERS
Chantal Blanchard

Siebtes Heft –
November 2010
bis März 2011

Wer bist du, Kind von Gyokusendo? Oder soll ich fragen:
Was bist du? Der Zwerg von Okinawa? Ein Schrumpfkopf?
Ein hinterlistiger Streich der Natur? Ein Häufchen loser Knochen?
Ein paar Striche auf einem Blatt Papier? Bist du überhaupt?
Was tauchst du auf? Was suchst du mich heim? Was stürzt du
mich ins Unglück? Der Vater kam mit deinem Bild. Er sagte:
Hier. Da warst du plötzlich da. Unmögliches Geschöpf, Kind
von Gyokusendo. Du machst mir Angst. Du verführst mich.
Du klapperst mit den Zähnen. Du prophezeist dem Menschen
eine neue Vergangenheit.

Scheißskelett!

Da liegst du, Knochen. Eine Kreidezeichnung, etwas verblasst, datiert vom 7. September 1874, Okinawa, Königreich Liu-kiu. Liu-kiu? Ist das deine Heimat, Schädel? Eine handschriftliche Notiz am Blattrand vermerkt: *Die unerschrockene Madame Blanchard, der Archäologe von Siebold und das von ihnen freigelegte Kind von Gyokusendo.* Die Ururgroßmutter also im Reisekostüm mit konkavem Strohhut, ihr üppiges Haar schlecht darunter verborgen, mit der Schaufel in der Hand. *Sie blickt mich triumphierend an.* Was will sie mir vormachen, die Ahnin? Wie alt mag sie sein? Anfang zwanzig. Allerhöchstens. Daneben Heinrich von Siebold, in eitler Pose, kaum älter als sie, deutet auf das vor ihnen ausgebreitete winzige Skelett. Auf dich, Kind von Gyokusendo. Ich möchte dich beschützen, augenblicklich. Ich möchte dich zu mir nehmen, festhalten. Ich fürchte, der Wind könnte dich davontragen. (Der Wind vor 136 Jahren.) Im Hintergrund der Eingang zur Höhle; ein paar Arbeiter davor, Untertanen Liu-kius, auf ihre Werkzeuge gelehnt, mit Hüten, Sandalen und nackten Beinen. Detailskizzen deiner Knochen am Rand. Ich bin fasziniert. Wo steckst du heute, Kind von Gyokusendo?

Schädel samt Unterkiefer, frakturiert

Schulterblatt links

Schlüsselbein links, geschwungen

Rippenfragmente

Hals-, Brust- und Lendenwirbel vereinzelt

Kreuzbein, sonderbar schön

Schambein, mehrfach frakturiert

Beckenfragment rechts, männlich?

Oberarmknochen ganz

Handwurzelknochen links

Mittelhandknochen links

Einzelne Fingerglieder links

Oberschenkel rechts, frakturiert

Wadenbein rechts

Zehenglieder

Ich bin kein Hamlet. Und spreche doch zu einem Knochen.
Was grinsest du mir, hohler Schädel, her? Ich tue es jenem Dadaisten gleich, der sich in den Totenkopf einer jungen Frau verliebte – gerade einmal zweiundzwanzig, als sie **1811** an der Schwindsucht starb. Er fand den Knochen in einer alten Kapelle, trug ihn jahrelang mit sich herum. Auf der Schädeldecke waren Name und Geburtsort verzeichnet, die Backenknochen mit Rosen und Vergissmeinnicht bemalt. Er sei, so schrieb er, in die **133**-Jährige recht vernarrt und könne sich nicht von ihr trennen.

Gefällt dir die
Geschichte, Schädel?
Hast du jemals geliebt?
Hast du?

DIE LIEBE *ein Unfall.*

Ein inneres Desaster,
ein Kollaps der Vernunft,
ein Zusammenbruch
alles Denkens und Fühlens.

Wie alt bist du,
Kind von Gyokusendo?
Wie lange hat dich
die Erde konserviert?
Tausend Jahre?
Dreißigtausend?
Hunderttausend?

Eine Million?

Kann es denn sein?
Bist du das, wofür ich dich halte?
Was wäre dann zu tun?
Was würde das bedeuten?

Du verwirrst mich, Skelett. Ich habe dich genau mit der Lupe betrachtet. Ach was! Ich habe dich gescannt und dreifach, fünffach, zwanzigfach vergrößert. Dein Kopf bleibt dabei klein wie eine unreife Frucht. Er hat dieselben Merkmale wie der von Flores. Die flach gewölbte Schädeldecke, die leicht vergrößerten Überaugenwülste, die Wangenbeine, die Jochbögen, die Oberkiefer und Unterkiefer zart wie die eines Menschen. (Aufschlussreich wäre ein genauerer Blick auf dein Gebiss. Wo klappert es heute?) Wie der Kopf eines Säuglings. Verstörend klein. Alles in allem: Der Schädel eines Frühmenschen. Als wärst du zwei Millionen Jahre alt. Oder drei? Ein verzwergter *Homo-erectus*-Schädel? Oder der eines *Australopithecus*? Als wäre Lucy, die Wunderbare, deine ältere Schwester. Kennst du sie, ja? Sag mir, wann wanderten die ersten Menschen auf den japanischen Inseln ein? Und wie groß ist dein Skelett? Vielleicht etwa einen Meter? Und diese langen Äffchenarme. Als würdest du mit einem Arm noch an den Bäumen hängen. Kann es sein?

Du bist kein Kind, Kind von Gyokusendo. Du bist keines, habe ich recht?

Du bist ein kleiner Mann.

Du fragst mich, warum ich zittere?
Da fragst du noch? Es hat viele Gründe.
Ich werde sie dir aufzählen, wenn wir
uns näher sind. Eines Tages.
Gib mir Zeit. Ich bin eine alternde Gelehrte,
nein, eine Idiotin. Einstweilen nur das:

Nichts, hörst du, nichts erschreckt mich mehr als das Erscheinen.

Es regnet.

Es ist nicht der gemeine Regen. Es ist nicht der gleichgültige Regen des Malebranche, der schreibt: »Denn mögen die Felder brachliegen oder bestellt sein, es regnet ohne Unterschied an allen Orten, sogar auf die Sanddünen und ins Meer.« Ja, es regnet auf Dächer, auf Autos, auf meinen blauen, blauen Mantel. Es ist nicht dieser saure Regen aus Schwefel- und Salpetersäure. Vielmehr: Es ist der Atom-Regen des Epikur, *der parallel ins Leere fällt.* Der Philosoph erklärt uns vor 2300 Jahren, dass vor der Entstehung der Welt unendlich viele Atome niederfielen, parallel, ins Nichts. *Sie fallen noch immer.* Ohne Ursache, ohne Zweck. Und es hätte weiter in alle Ewigkeit niemals etwas dergleichen gegeben. Wäre es nicht geschehen. Wäre da nicht jenes *clinamen,* diese Beugung, diese kleinstmögliche Abweichung, die irgendwo, irgendwann, irgendwie geschieht.

Wenn die Körper durchs Leere nach unten geradewegs stürzen mit ihrem eignen Gewicht, so springen zu schwankender Zeit und an schwankendem Ort von der Bahn sie ab um ein Kleines, so, dass du von geänderter Richtung zu sprechen vermöchtest. Wären sie nicht gewohnt, sich zu beugen, würd alles nach unten, wie die Tropfen des Regens, fallen im grundlosen Leeren, wäre nicht Anstoß entstanden noch Schlag den Körpern geschaffen worden. So hätte nichts die Natur je schaffend vollendet.

(LUKREZ: DE RERUM NATURA)

Sie weichen ab, kaum merklich,
von ihrem senkrechten Sturz, unterbrechen,
man weiß nicht wo und warum, den parallelen, endlosen Fall,
prallen aufeinander, auf benachbarte Körper, die wiederum kollabieren
mit andern und anderen,
und so setzt sich die fortschreitende Karambolage fort –
also *die Geburt einer Welt.*

So etwas ist mir,
glaube ich,
widerfahren.

Vater sagte:
Tochter, du interessierst dich doch für Tote.
Er kramte dein Bild hervor.
Da warst du plötzlich da.

Eine japanische Legende erzählt von einer Schneefrau, Yuki Onna.
Je nach Überlieferung erscheint sie einmal als verführerische Schönheit,
einmal als vampirgleicher Dämon, da sie ihre Opfer mit ihrem
Atem vereist, dann deren Lebenshauch in sich saugt. Die Möglichkeit
ihres Erscheinens beschränkt sich auf seltene Konstellationen und
Zufälle. Etwa auf Vollmondnächte nach frisch gefallenem Schnee.
Oder auf den Augenblick des Blitzschlags während hereinbrechender
Eisstürme. Sie trägt nur einen leichten Sommerkimono, ihre Gestalt
ist durchscheinend, ihre Haut von einem flirrenden Weiß.
Ihre bloßen Füße

hinterlassen

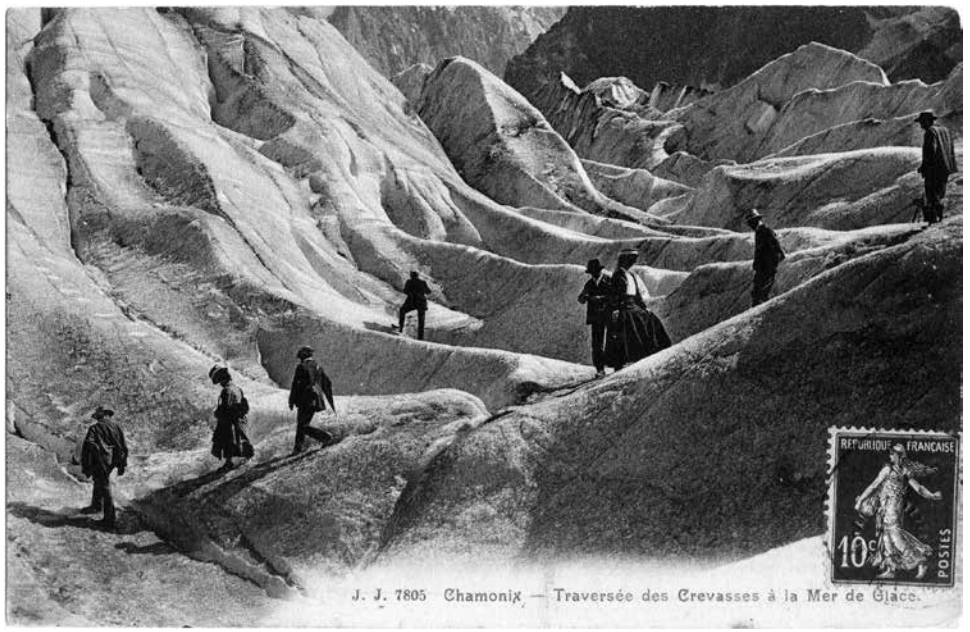
keine Spuren

im Schnee.

Am 7. September wurde im Mer de Glace des Mont-Blanc-Massivs, im Bereich des auf 1.913 m Seehöhe liegenden Montenvers, etwa 1,35 Kilometer nordwestlich der an der Gletscherzunge gelegenen Talstation die Mumie einer jungen Frau samt Kleidung und Ausrüstung gefunden. Ihr Gesicht kam unter einer dünnen, durchsichtigen Eisschicht zutage. Die nichtsahnenden Entdecker – ein wanderndes lettisches Ehepaar in den Flitterwochen – standen unter Schock und mussten von Fachkräften vor Ort psychologisch betreut werden. Seit 150 Jahren befindet sich der größte Gletscher Frankreichs auf kontinuierlichem Rückzug. Das Eismeer verkürzte sich in dieser Zeit infolge der Erderwärmung um 2000 Meter, während es sich um bis zu 130 Meter verdünnte. Infolge warmer und trockener Witterung war die Leiche, die Anfang des Jahres wohl noch mehrere Meter tief unter Eis lag, wie von einer plötzlichen Ungeduld befallen, ungewöhnlich rasch der Oberfläche näher gerückt. Die gedunkelte Lederhaut der Mumie lag nach unzähligen Jahrzehnten das erste Mal wieder an der Sonne. Über 130 Jahre war sie, geschützt vor Erosion und Zersetzung, zur Gänze von Eis umschlossen gewesen. Sublimationsprozesse hatten den Leib der fünfundzwanzigjährig verstorbenen Frau gefriergetrocknet. Selbst die inneren Organe sind gut erhalten. Voraussichtlich hat der in seinem Eisbett liegende Leichnam beinahe ein Jahrhundert in einer Felsmulde zugebracht, ehe er die kilometerweite Wanderung des Eisstroms von den höchsten Regionen bis ins Tal antrat. Ersten Nachforschungen zufolge handelt es sich bei der Mumie um die im Jahr 1878 verunglückte französische Japanreisende Paulette Blanchard. Unter den Beifunden befand sich ein mitgeführtes Notizbuch, dessen Seiten sich zwar als unwiederbringlich zerfallen erwiesen, auf dessen Ledereinband man allerdings den Namen der jungen Frau eingraviert fand. Sie war im Sommer 1878, offenbar alleine, zu einer mehrtägigen Wanderung in das Mont-Blanc-Massiv aufgebrochen. Nähere Umstände sind bislang unbekannt.

Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde:
»Der Naturforscher SAUSSÜRE soll, vom Mont Blanc aus, den
aufgehenden Mond so groß gesehn haben, daß er ihn nicht erkannte
und vor Schreck ohnmächtig ward.«

Die Knie weich, die zittrige Hand, und vor den
Augen ein F*l*irren · · · · · · · · ·



Und mit jedem Auftauchen
ein Widerhall der alten Frage:
Warum ist überhaupt etwas
und nicht vielmehr nichts?

Wir wären mit dem Nichts
allemal besser bedient.

Du entsteigst also dem Eis,
Paulette Blanchard …

AKIOS
AUFZEICHNUNGEN

AKIO
ITŌ

(Transkription)

AKIOS AUFZEICHNUNGEN
AKIO ITŌ

(Transkription)

AUFNAHME 0038

Hibaba hat gesagt, sie hat den Namazu gesehen. Und was Hibaba sagt, das stimmt, weil Hibaba ist steinalt und kennt mehr als eine Undezillion Geschichten. Auch wenn Otōsan ihr niemals glauben will. Aber das ist sein Problem. Eine Undezillion, das ist eine Eins mit 66 Nullen. Das weiß ich, weil ich mich für Zahlen sehr interessiere. Zum Beispiel frage ich mich, warum es natürliche Zahlen gibt, aber keine unnatürlichen Zahlen, und ob das also bedeutet, dass alle Zahlen auf Bäumen wachsen. Meine liebste Zahl ist Null. Hibaba hat mir erklärt, dass sich alle Japaner vor der Zahl Vier fürchten, nur weil das Wort »vier« genauso klingt wie das Wort »Tod«. Darum haben die Häuser keinen vierten Stock, und beim Stiegensteigen wundert man sich jedes Mal, wie schnell man war, wenn man in den fünften Stock kommt. Am allermeisten fürchten sich die Leute vor der 49, weil die klingt wie »Leiden bis zum Tod«, und die Menschen wollen alle glücklich sein und ewig leben, glaube ich. Jedenfalls ist Hibaba hundertundsieben Jahre alt oder aber zweiundneunzig. Ich weiß das nicht genau, weil Hibaba schon so alt ist, dass sie sich ihr Alter nicht mehr merken kann. Dann fragt sie manchmal mich oder Keiko danach, aber Keiko-chan ist ja noch viel zu klein, um zu wissen, was ein Alter ist, also bleibt die Sache schließlich an mir hängen. Und ich sage ihr dann, was mir gerade einfällt: Du bist neunundneunzig, Hibaba! zum Beispiel. Und sie schaut mich dann an aus ihren faltigen Augen, sodass ich nicht anders kann, als zu denken,

dass sie wie eine Riesenschildkröte aussieht. Und sie ruft: Neunundneunzig? Das wundert mich aber jetzt, dass ich da noch nicht tot bin. So alt und noch immer nicht tot. Jetzt wird es aber langsam einmal Zeit! Und dann müssen wir alle sehr lachen. Die ersten Male bin ich natürlich erschrocken, als sie das gesagt hat mit dem Tod. Aber sie hat mir dann ihr Geheimnis verraten: Nicht doch, Akio-chan, lieber Junge, was erschrickst du denn? Ich verrate dir jetzt etwas. Komm her, dann flüstere ich es dir ins Ohr. Es gibt den Tod gar nicht. Nur die Angst vor dem Tod gibt es. Seit ich Hibabas Geheimnis kenne, bin ich ganz beruhigt und habe gar keine Angst mehr, nicht vor dem Tod von Hibaba und auch nicht vor dem Tod von Otōsan oder Okāsan oder Keiko-chan und schon gar nicht vor meinem eigenen. Nur vor der Angst vor dem Tod habe ich noch ein wenig Angst, aber das ist nicht ganz so schlimm. Okāsan hat gesagt, dass das sehr klug von mir ist. Ich weiß nicht. Aber eigentlich wollte ich über den Namazu erzählen, den Hibaba gesehen hat. Also das ist ein sehr großer Fisch, ein Wels, der lebt am Meeresgrund im Schlamm unter den japanischen Inseln und wird bewacht von Kashima. Das ist ein Gott, der dem Namazu einen riesigen Stein auf den Kopf drückt. Denn wenn er entkommt, dann steht es schlimm um uns. Oje! Er kann nämlich die Erde zum Beben bringen und dann bricht alles zusammen, was die Menschen so seit dem letzten Erdbeben aufgebaut haben. Darum war Hibaba ziemlich aufgeregt, als sie den Namazu im See gesehen hat. Er ist bis an die Oberfläche gekommen, ganz groß war er, hat Hibaba gesagt, und hat ihr dann zugeflüstert. Es kommt! Es kommt! Da hat sie nur genickt, denn sie hat verstanden. Aber wie das meistens so ist, wollte niemand auf Hibaba hören. Otōsan hat nur gesagt, es gibt im See gar keine Welse. Okāsan hat darauf gesagt, dass er das gar nicht wissen kann, weil die Welse eben ganz tief unten im Schlamm leben und fast nie

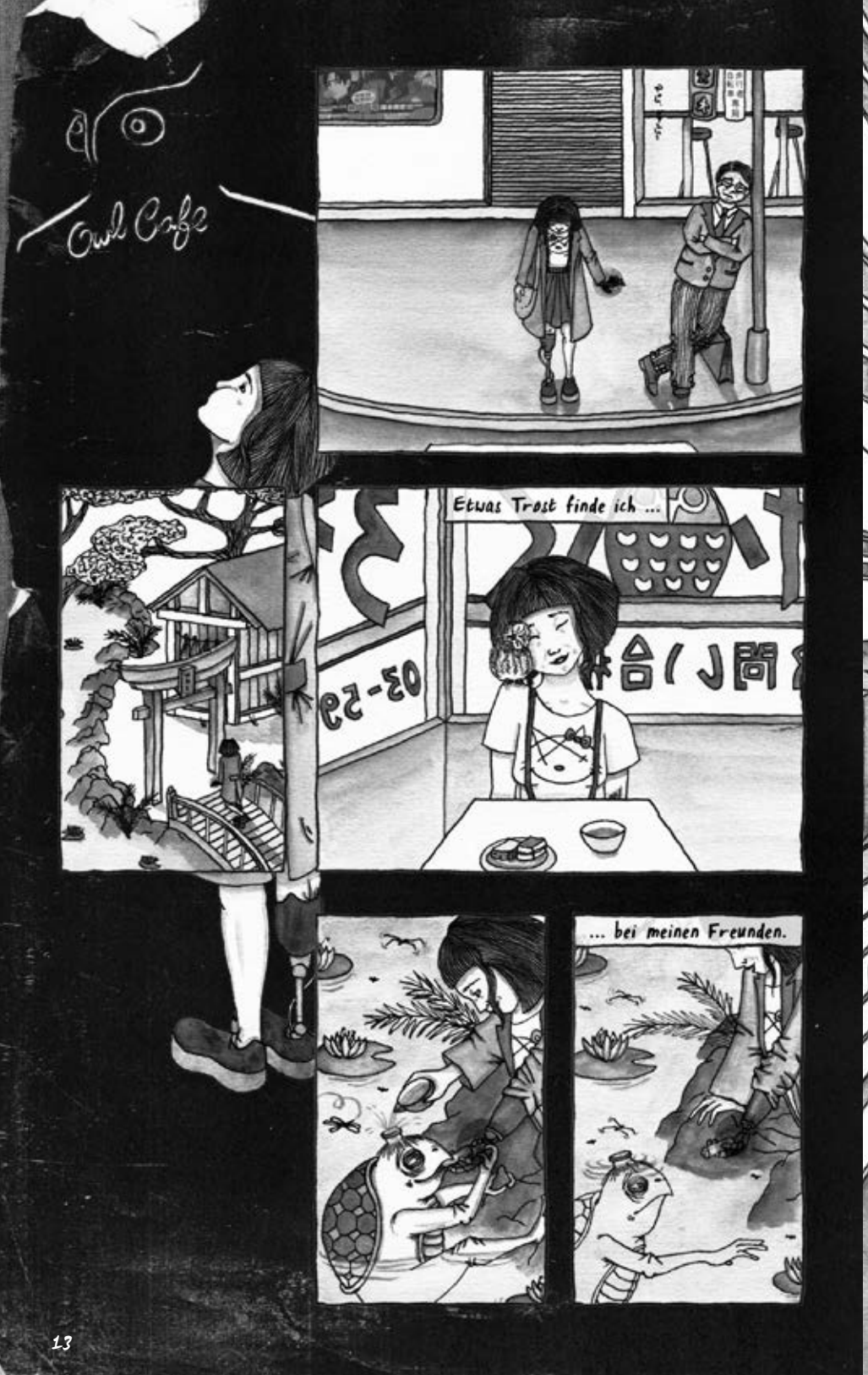
an die Oberfläche kommen. Aber wenn sie es dann einmal tun, dann haben sie allen Grund dazu. Die Fische sind nämlich sehr sensibel. Die spüren alles, hat Okāsan gesagt. Und Otō-san hat ihr zugestimmt und hat etwas geredet von seismischen, thermischen und elektrostatischen Veränderungen, das ich nicht verstanden habe, aber ich glaube, er wollte damit nur angeben und beweisen, dass er alles besser weiß als wir. Geh nicht ins Kraftwerk, hat Hibaba zu ihm gesagt. Aber er ist trotzdem gegangen. So ist Otōsan eben, und wer ihn verändern will, dem wünsche ich viel Glück! Er ist nämlich stur wie ein alter Rōnin, und das ist ein herrenloser Samurai. Das weiß ich, weil Hibaba mir einmal die Geschichte der 47 Rōnin erzählt hat. Es ist jedenfalls so: Hibaba hat wohl ein bisschen Angst vor Erdbeben. Das kommt daher, dass sie, als sie ein Kind war, ich glaube, noch kleiner als Keiko-chan, aber ich bin nicht sicher, das Große Kanto-Erdbeben erlebt hat. Ich habe gehört, dass beim Großen Kanto-Erdbeben fast ganz Tokio zerstört wurde. Hibaba erzählt manchmal davon, wie die Erde da gewackelt hat. So hat sie gewackelt!, ruft sie dann und führt es vor, indem sie von einem Fuß auf den anderen springt, als wäre sie ein junges Mädchen, und dabei ihren Kopf hin und her schüttelt wie bei einem Rockkonzert. Das finde ich schrecklich komisch. Einmal musste Hibaba aber auch weinen, als sie vom Großen Kanto-Erdbeben erzählt hat, weil sie da nämlich ihren Papa verloren hat. Fast die ganze Stadt bestand damals aus Machiyas, und diese alten Häuser sind aus Holz, wie jedes kleine Kind weiß. Und als das Beben kam, da war gerade Mittag, und alle haben gekocht. Das war richtig fies von dem Erdbeben, finde ich, gerade zu diesem Zeitpunkt zu kommen, obwohl es gar nicht zum Essen eingeladen war. Jeden-falls ist dann überall Feuer ausgebrochen, und alles ist abgebrannt. Die Luft hat damals nach gegrilltem Fleisch

gerochen, hat Hibaba erzählt, wobei ich das nicht verstanden habe, wie die Leute da noch Zeit hatten, ihr Fleisch zu braten. In der Schule habe ich jedenfalls einmal gelernt, dass Tokio früher Edo geheißen hat und dass seit dem großen Feuer von Meireki, da hat selbst Hibaba noch nicht gelebt, glaube ich, dass also seit diesem Feuer die Stadt alle zwanzig bis fünfzig Jahre einmal zerstört wurde, entweder durch ein Erdbeben, durch ein Feuer oder durch einen dummen Krieg. Und wenn man durch das komische Wahrscheinlichkeitsfernrohr blickt, dann kann man haargenau sehen, dass Tokio auch in der Zukunft wieder wackeln und zusammenbrechen wird, genauso wie ein Jengaturm, bei dem man unten den falschen Stein herauszieht. Das sage ich nicht, weil ich ein Pessimist bin. Ein Pessimist, das ist jemand, der immer glaubt, es ist finster, und es regnet, obwohl ganz klar die Sonne scheint. Das weiß ich, weil ich mich auch für Wörter sehr interessiere. Jedenfalls bin ich kein Pessimist, aber ich höre genau zu. Und als Okāsan einmal erzählt hat, dass sie und Otōsan sich in Tokio verliebt haben, da habe ich von der Sache erfahren. Otōsan war damals ein Student und nicht sehr hübsch, aber klug. Ich habe genau bemerkt, wie Otōsan ein bisschen rot geworden ist, als Okāsan das gesagt hat, doch das erwähne ich nur nebenbei. Okāsan hat erzählt, dass Otōsan schon damals so viel geredet hat, aber da sie so verliebt war, hat ihr das zu dieser Zeit noch nichts ausgemacht. Ich frage mich, was das ist, dieses Verliebtsein. Ich könnte das nämlich manchmal auch sehr gut gebrauchen, wenn Otōsan so viel redet. Man muss gut aufpassen, was man sich für einen Mann einfängt, hat Hibaba gesagt. Hibaba sagt auch, dass ich ganz nach Otōsan geraten bin, ein richtiges Plappermaul. Aber das sehe ich gar nicht so. Manchmal sitze ich nämlich da und denke nach, ganz lange, und sage dabei kein einziges Wort, selbst wenn man mich etwas fragt. Als der junge

Studenten-Otōsan jedenfalls einmal wieder zu viel geredet hat und dabei unter anderem über die Zukunft, da hat die junge Köchin-Okāsan hellwach zugehört, denn sie hat damals schon von einer Familie geträumt und von strahlenden Kindern, so wie Keiko-chan und ich später welche geworden sind. Otōsan hat aber gar nicht vom Heiraten gesprochen, sondern von einer äußerst seltsamen Angelegenheit, die nicht wirklich die Wahrheit ist, aber auch keine Lüge, was ich irgendwie verwirrend finde. Ich glaube darum, dass Otōsan das nur erfunden hat. Jedenfalls kann man mit dieser Sache, wenn es sie wirklich gibt, angeblich in die Zukunft schauen. Vielleicht indem man sie ans Auge hält wie ein Fernrohr oder indem man sie zwischen die Finger steckt wie die Stäbchen des I-Ging-Orakels. Darum wusste man also bereits damals, dass es in Tokio eines Tages wieder ein schreckliches Erdbeben geben wird, ganz so wie dieses, das Hibaba als Kind erlebt hat. Das ist bis heute allerdings noch immer nicht gekommen, aber je länger es nicht auftaucht, desto größer wird diese komische Wahrscheinlichkeit jedenfalls. Die wächst und wächst, und nichts kann sie aufhalten. Ich glaube, sie müsste nun schon höher sein als der Tokyo Sky Tree, und der hat immerhin 634 Meter. Und als jedenfalls damals die junge Köchin-Okāsan von dem Erdbeben in der Zukunft erfahren hat, ist sie so erschrocken, dass der junge Studenten-Otōsan ihr versprechen musste, mit ihr eines Tages anderswo zu leben. Bloß nicht in Tokio! Darum also sind wir hier. Weil es hier sicher ist. Hier gibt es nicht die leiseste Spur von einer solchen Wahrscheinlichkeit, das hat Otōsan mir und Okāsan klipp und klar bestätigt. Aber da hat er eben noch nicht wissen können, dass Hibaba eines Tages den Namazu sehen würde und dass dann alles ganz anders kommt.

DIE GLÜCKSELIGEN INSELN

ABRA AOKI


Owl Cafe
Etwas Trost finde ich ...
... bei meinen Freunden.

自転車を除く
若二商店会
Ich
laufe durch
die Stadt
Die Schmerzen bleiben.

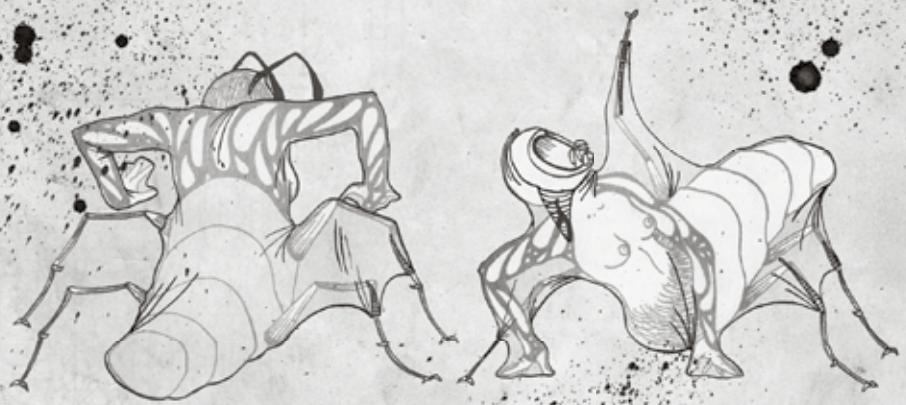
Vielleicht ist die Welt nach wie vor Welt. Vielleicht sind die Nerven nach wie vor Nerven und die Organe noch immer Organe.

Womöglich liege ich im Bett und die Sonne geht gerade auf.

Doch was, wenn nicht?
Was, wenn es tatsächlich passiert ist?
Wenn ich mich verwandelt habe?
Verwandelt!

Wenn es also keinen Mangel mehr gäbe? Wenn es kein Leid mehr gäbe?
Und wenn es keine Begrenzungen gäbe.
Wenn alles immer und im Überfluss da wäre:
Raum, Nahrung, Orgasmen, Licht, Geborgenheit?

Und wenn es keinen Tod gäbe?



Und wenn ALLES möglich wäre?